

145. Jahresversammlung VSA, 10./11. Mai 1989 : unter seinesgleichen lässt sich spontaner diskutieren

Autor(en): **Brunner-Rudin, Doris / Ritter, Erika**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Heimwesen : Fachblatt VSA**

Band (Jahr): **60 (1989)**

Heft 8

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-811178>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Unter seinesgleichen lässt sich spontaner diskutieren

Der Tradition des VSA entsprechend befasste sich auch an der diesjährigen Jahresversammlung der erste Beitrag des zweiten Tages ausdrücklich mit Fragen, die sich aus dem konkreten Heimalltag ergeben. Um die Praxisbezogenheit dieses Beitrags zu sichern, wurde immer schon eine spezielle Form der Durchführung gewählt; meistens wurde dieser Teil in Form eines Podiumsgesprächs mit Vertretern möglichst unterschiedlicher Heimtypen und mit der Möglichkeit der Publikumsbeteiligung durchgeführt, auch schon wurde er einem «Briefkastenonkel» übertragen, der vorab Fragen aus der Heimpraxis entgegennahm, um sie dann an diesem vermehrt der Praxis gewidmeten Morgen zu beantworten und mit den TeilnehmerInnen zu diskutieren. Dieses Jahr nun liessen sich die Verantwortlichen nochmals etwas Neues einfallen, etwas zumindest in der jüngeren Geschichte des VSA fast schon revolutionär Neues: Es wurden drei nach den Heimtypen Altersheime/Jugendheime/Behindertenheime getrennte Podiumsgespräche mit Publikumsbeteiligung durchgeführt. Um es gerade vorweg zu nehmen: Diese drei «Workshops» fanden beim Publikum grossen Anklang, was sich in der Gruppe Altersheime, von der hier im folgenden berichtet werden soll, in einer bisher noch nie in solchem Ausmass beobachteten Publikumsbeteiligung niederschlug. Auch fachlich lässt sich offensichtlich unter seinesgleichen spontaner und intensiver diskutieren! Wer dabei war, würde sich vermutlich nur ungern wieder an die hergebrachte Form eines gemeinsamen Podiumsgesprächs zurückgewöhnen!

Workshop-Gruppe Altersheime

Die erfreuliche Mitarbeit des Publikums in der Gruppe Altersheime ist allerdings auch der geschickten Gesprächsführung von Anton Huber, Leiter des Alters- und Pflegeheims Seematt in Küssnacht am Rigi und Präsident der Altersheimkommission VSA, zu verdanken. Er verstand es ausgezeichnet, das Wort immer zwischen Podiumsteilnehmern (es war keine Frau auf der Bühne!) und Saal hin- und hergehen zu lassen. Dem Podium gehörten weiterhin an: Hans-Rudolf Salzmann, Leiter des Alters- und Pflegeheimes Herdswand in Emmenbrücke und Referent des Vortages zum Thema «Das Heim zwischen heute und morgen» bezüglich der Altersheime, Hans-Jörg Stucki, Leiter des Alters- und Pflegeheimes Nauengut in Tänn und Mitglied des Vorstandes VSA, Theodor Stocker, Leiter des Alterswohnheims Tägerhalde in Küsnach (ZH) und Franz Stocker, Leiter der Spitex-Beratungsstelle des Kantons Zürich. Auch sie motivierten das Publikum zu reger Beteiligung, indem sie ihre Stellungnahmen knapp und gut verständlich darlegten. Nochmals: Unsere Gruppe, die Gruppe Altersheime, erlebte ein rundum gelungenes Gespräch unter über hundert TeilnehmerInnen.

Das Gespräch über «Das Altersheim zwischen heute und morgen» war eingeteilt in drei grössere Abschnitte, die je mit einer etwas provokativen Frage eingeleitet wurden. Die erste Frage lautete: Wird uns der gegenwärtige Personalmangel dazu zwingen, inskünftig in unseren Altersheimen Dienstleistungen, die jetzt selbstverständlich sind, aufzugeben? Die zweite Frage: Wird der geforderte und bereits in Angriff genommene Ausbau der Spitex-Betreuung die ablehnende Haltung gegenüber dem Altersheim verstärken? Und die dritte Frage: Weshalb ist der Arbeitsplatz Altersheim für das Pflegepersonal so unattraktiv? Lösungen für die angeschnittenen Problembereiche gebe es im Moment noch keine, war man sich einig. Doch konnten zahlreiche Anregungen für den Weg dahin zusammengetragen werden.

Leistungsabbau ohne Qualitätseinbusse?

Dass in immer mehr Altersheimen immer mehr alte Menschen durch meist zuwenig qualifiziertes Personal betreut werden müs-

sen, mache, so Anton Huber, Rationalisierungen unumgänglich. Auf seine Frage hin, wie diese vorgenommen werden könnten, ohne dass einerseits der Pensionär darunter zu leiden habe und ohne dass andererseits durch den Leistungsabbau die öffentliche Kritik provoziert werde, gestand man zum Teil eine *Übersorgung* in den Altersheimen ein, die den ursprünglichen Zweck der stationären Betreuung von alten Menschen, nämlich seine *Rehabilitierung* und *Aktivierung*, aus den Augen verloren habe. Natürlich wurde hierbei das leidige Thema des täglichen Waschens und des Badezwanges erwähnt, aber zum Beispiel auch die doch sehr bedenkliche Klage einer Pensionärin, es sei ihr verboten worden, ihrer Zimmernachbarin zu helfen, ihr Zimmer in Ordnung zu halten. Derartige *Übersorgung* mache die Pensionäre unselbständig, mit dem Resultat, dass ein grösserer Pflegeaufwand notwendig werde, den zu leisten man jedoch mangels Personal nicht imstande sei. Gegen Einsparungen in der Betreuung, die aus diesen Überlegungen folgen würden, wehren sich aber nicht nur die Pensionäre mit dem Argument, sie bezahlten schliesslich für eine ausreichende Betreuung, sondern auch das helferisch motivierte Personal und Heimleitungen, für die «ein bisschen Verwöhnen das *Gefühl des Daheimseins* ausmacht», oder die sich weigern, hinter den in grossem Engagement vieler erarbeiteten heutigen fortschrittlichen *Standard* zurückzugehen. Die vermittelnde Anregung kam aus dem Publikum: Es könne tatsächlich nicht darum gehen, Leistungen abzubauen, sondern, im Gegenteil, die Leistungen müssten weiterhin zunehmen, jedoch *differenzierter* einsetzen, indem die das Personal entlastenden *Potentiale* besser genutzt werden, also der Selbständigkeit der Pensionäre besser Rechnung getragen wird und auch von den Angehörigen ein angemessener Einsatz sowohl im Verwaltungs- als auch im Pflegebereich verlangt wird. Die Möglichkeit der Entlastung durch Angehörige war allerdings in der Gruppe nicht unumstritten; sie müssten zuerst in ihre Aufgaben eingeführt und anschliessend, das wisse man aus der Erfahrung, recht intensiv betreut werden. Auch führe ihr Einbezug zu schwierigen Kompetenzabgrenzungsproblemen mit dem angestellten Pflegepersonal.

Spitex contra Altersheim?

Leicht überspitzt formuliert, ist es das Ziel der Spitex, für jeden alten Menschen einen Eintritt ins Altersheim zu verhindern, so



Workshop «Altersheim»: Ein rundum gelungenes Gespräch.

dass er in seinen eigenen vier Wänden leben kann bis zu seinem Tode. Das habe zur Folge, werfen ihr die Heimleute vor, dass der Gesundheitszustand derjenigen Betagten, die trotzdem in ein Altersheim umziehen, im Zeitpunkt ihres Eintritts ins Heim immer schlechter werde, da sie dank Spitex-Betreuung viel zu lang mit dem Umzug ins Heim zuwarteten. Franz Stocker, Leiter der Spitex-Beratungsstelle des Kantons Zürich, bezeichnete denn auch das gegenwärtige Verhältnis zwischen Spitex und Altersheimen als schon mehr als blosse Konkurrenz, als beinahe etwas wie Gegnerschaft. Seitens der Spitex versteht man nicht, wieso nach wie vor immer mehr Altersheimplätze geschaffen werden, obwohl die Alten einen Heimeintritt ablehnen, und man vergleicht das Altersheim mit einer Versicherung, die man haben muss, um möglichst keinen Gebrauch davon zu machen. Seitens der Altersheime zählt man die niedrigeren Kosten, die Sicherheit rund um die Uhr, die besseren Gestaltungsmöglichkeiten und das Nichtangewiesensein auf eine Einzelperson als die Vorzüge des Altersheims gegenüber der Spitex auf, um damit zu beweisen, dass auch in Zukunft nicht auf das Altersheim verzichtet werden kann.

Einen ersten Schritt auch hier zur Vermittlung zwischen den beiden Gesprächsfronten bildete die Bemerkung, dass Altersheim und Spitex eben nicht dasselbe anboten und dass es immer alte Menschen geben werde, die das Spitex-Angebot vorziehen und solche, denen das Angebot des Altersheims besser zusage. Dem sei dadurch Rechnung zu tragen, dass man besser auf das Alter vorbereite, um den alten Menschen die Gelegenheit zu geben, *selber* darüber zu entscheiden, welches Angebot sie in Anspruch nehmen möchten. Ein weiterer vermittelnder Schritt bildete sodann die Erkenntnis, dass das Altersproblem der Zukunft nur gelöst werden könne, wenn Spitex und Spitin zusammenspannten. Die Grenzen müssten zugunsten einer *ganzheitlichen Lösung* aufgelöst werden, was die Betreuung der Betagten zwar nicht billiger mache, jedoch eine professionellere Betreuung über längere Zeit garantiere. Teil dieser Zusammenarbeit müsste auch die

Koordination im Personalbereich sein: Es müsste möglich werden, dass das Pflegepersonal zwischen Spitex- und Spitin-Betreuung hin- und herwechseln könnte, je nach Bedarf. Und schliesslich noch einen Schritt weiter ging die ethische Forderung danach, dass das Verhältnis von Spitex und Altersheim stets von der Bemühung geleitet werden sollte, die bestmögliche *Lebensqualität des Betagten* zu sichern. Auch diese Überlegung verlange, dass die Grenzen zwischen Altersheim und Spitex fließender werden, so dass es beispielsweise möglich würde, eine zeitweise stationäre Betreuung in Anspruch zu nehmen, um dann wieder heimzugehen und dort die noch notwendigen Spitex-Leistungen zu empfangen. Erleichternd dabei wäre es, wenn die Spitex direkt im Heim eingerichtet würde.

Die (Un-)Attraktivität des Arbeitsplatzes Altersheim

Den dritten Problembereich, die Schwierigkeiten mit der *Personalrekrutierung* für das Altersheim, leitete Anton Huber mit der Bemerkung ein, das Paraplegikerzentrum Nottwil im Kanton Luzern, das im Herbst 1990 eröffnet werden soll, habe jetzt mit der Zusammenstellung des Kaderpersonals begonnen und dabei nie zu inserieren gebraucht, da sich genügend Personal von selbst gemeldet habe. Wieso passiert dasselbe nicht in den Altersheimen? Was machen wir falsch? Hans-Jörg Stucki, Tann, wandte dagegen ein, er habe in seinem Heim bisher keinen Personalmangel gehabt und führte diese erfreuliche Tatsache vor allem darauf zurück, dass sein Heim klein und ein baulich sehr attraktives, neues Haus sei, auf dem Land gelegen und zudem sehr gut eingerichtet. Doch auch wer nicht derartige Trümpfe ausspielen kann, braucht nicht zu verzagen. Man sollte meinen, unter den vielen genannten Vorschlägen zur Verbesserung der Personalsituation im Altersheim liesse sich für jedes Heim ein realisierbarer Tip finden:

– Man sprach davon, das Reservoir der *wiedereinsteigenden Frauen* vermehrt anzuzapfen, indem interessierte Nachbarinnen

im Heim angelernt, eventuell auch zur Rotkreuzhelferinnenausbildung oder sogar zur PKP 2-Ausbildung motiviert werden. Allerdings müsste man sich auch dafür einsetzen – als VSA zum Beispiel –, dass zur PKP 2-Ausbildung auch die Altersheime als Ausbildungsheime zugelassen würden.

- Auch müssten vermehrt Möglichkeiten zu *Teilzeitarbeit* angeboten werden; Studien haben sogar gezeigt, dass es sinnvoll wäre, Personal für zeitlich begrenzte Einsätze (zum Beispiel für sechs Monate) zu werben, denn dies kommt der Arbeitshaltung junger Leute von heute entgegen.
- Man verlangte mehr und bessere Werbung für den Pflegeberuf sowie Öffentlichkeitsarbeit für das Altersheim, um sein Image in der Öffentlichkeit zu heben.
- Man schlug vor, den Beruf doch endlich auch für *Männer* attraktiv zu machen und ihrer Motivierung vermehrt Aufmerksamkeit zu schenken; eine geschlechtliche Durchmischung der Pflegeteams würde vermutlich auch die Verweildauer im Beruf erhöhen! Allerdings kommt man, will man auch Männer vermehrt für den Pflegeberuf gewinnen, nicht mehr um die sowieso schon längst fällige – auch für Frauen! – Verbesserung der Besoldung herum.
- Schliesslich wurde auch hier nochmals auf das Betreuungspotential der *selbständigen HeimbewohnerInnen* hingewiesen, das heute noch viel zuwenig genutzt werde.
- Eine weitere interessante Lösung bahnt sich in der Inner-schweiz an, wo VSA und Rotes Kreuz gemeinsam eine Ausbildung zur *Betagtenpflegerin* an die Hand nehmen sollen: Die Ausbildung wird ab 16 Jahren möglich sein und wird drei Jahre dauern.

Wer bis jetzt für sich noch nichts Brauchbares gefunden hat, dem hilft vielleicht der *Optimismus* eines Votanten aus dem Publikum doch noch weiter: Dass wir mehr Schwierigkeiten hätten, Personal zu finden, sei heute nun einfach einmal so. Doch man finde immer wieder, es sei nur aufweniger geworden, meinte er. Das sei für ihn aber nicht Anlass zum Jammern, sondern vielmehr dazu, flexibler zu werden. Er habe letzthin ein Pensum einer Jugoslawin, die wegging, in fünf neue Pensen aufteilen müssen. Aber er habe es halt einfach gemacht; die Zeit hätte es von ihm verlangt. Basta!

Doris Brunner-Rudin

Workshop-Gruppe Jugendheime

Der Workshop-Gruppe Jugendheime wohnte die Schreiberin nicht persönlich bei, sondern die folgende Zusammenfassung des in dieser Gruppe geführten Gesprächs erfolgte aufgrund einer Tonbandaufnahme. Unter der Leitung von *Paul Sonderegger*, vor kurzem pensionierter Heimleiter der Jugendsiedlung Heizenholz in Zürich, diskutierten am Podiumstisch mit: *Albrecht Bitterlin*, Beauftragter für Sonderschulfragen, Wabern; *Kurt Lüthy*, Leiter Jugendsozialdienst Baselland, Füllinsdorf; *Matthias Preiswerk*, Chef Jugendanwaltschaft, Aarau; *Wolfgang Reuteler*, Heimleiter der Stiftung Grünau, Richterswil; *Werner Ryser*, Leiter des Durchgangsheim Foyer In den Ziegelhöfen, Basel, und Referent des Vortrages zum Thema «Das Heim zwischen heute und morgen» bezüglich der Jugendheime.

Im Zusammenhang mit der Frage der Zukunft der Jugendheime nannte Paul Sonderegger sechs Problemkreise, die es wert wären, diskutiert zu werden: die Versorgungspraxis heute und morgen, die Klientenentwicklung in den Jugendheimen, die Personalsi-

tuation, der Heimleiter, die Trägerschaften und die Bedeutung der Heimkonzepte für die Jugendheime. Doch nahm dann die brennendste Frage zum Problem der Personalsituation in den Jugendheimen soviel Zeit in Anspruch, dass anschliessend nur noch wenig Zeit blieb, die Bedeutung von Heimkonzepten, die in den letzten fünf bis sechs Jahren eine enorme Entwicklung genommen hätten, so Paul Sonderegger, und zum Schluss noch ausblickartig die Frage nach der Zukunft der Jugendheime überhaupt zu streifen.

Die Personalsituation in den Jugendheimen

Der Mangel an qualifiziertem Personal in den Jugendheimen gab schon vor 30 Jahren Anlass zu einer VSA-Veranstaltung mit dem Thema «Personalnot und kein Ende». Heute ist die Situation noch immer prekär. Es fehlt an genügend MitarbeiterInnen, die sowohl die fachlichen, als auch die persönlichen Voraussetzungen für ein *qualifiziertes* berufliches Engagement in der Heimerziehung erfüllen. Es fehlen also ErzieherInnen, die nicht nur in der Schule das notwendige Rüstzeug zum Beruf gelernt haben, sondern die auch das Leben mit seinen Höhen und Tiefen kennen, ErzieherInnen, die nicht nur hinterfragen und reflektieren, sondern die auch Herzenswärme, Interesse, Wohlwollen mitbringen.

Heiminterne Massnahmen

Stellt sich die Frage, wie ein so qualifizierter Mitarbeiterstab *geschaffen* und *erhalten* werden kann. Auch in dieser Gruppe fällt auf, wieviele Ideen und Vorschläge auf diese Frage hin geäussert wurden, so dass man meinen müsste, das Problem dürfte keine weiteren 30 Jahre mehr alt werden. Das Heim müsse «*en lässige Lade*» sein, in dem man sich als junge/r ErzieherIn wohl fühlen könne, in dem man auch mal eckig sein könne, in dem Konflikte gelöst würden, indem sie ausgetragen würden, ein Heim, in dem man sich in Offenheit begegne und in dem nicht immer alles pingelig ordentlich sein müsse. Der/die ErzieherIn müsse mehr in dem Gefühl unterstützt werden, dass die «Hausfrauenarbeit», der er/sie leiste, genauso wertvoll ist wie die Arbeit all der nur schulisch besser qualifizierten *Spezialisten* rund ums Jugendheim. Auch sollte man sich darum bemühen, die Spezialisten und die ErzieherInnen durch gelegentliches gemeinsames Tun (zum Beispiel mit einer jährlichen Intensivwoche) zu einem Team zusammenzuführen.

MitarbeiterInnen, die sich mit ihrem Betrieb *identifizieren* könnten, blieben länger an ihrer Stelle, wurde sodann gesagt. Dies sei dadurch zu fördern, dass man ihnen echte Aufgabenbereiche zuweise, für die sie *verantwortlich* seien. Dafür eigneten sich kleinere Arbeitseinheiten (Siebner- bis Zehner-Gruppen) besser, da die Vielfalt der Aufgaben die übertragene Verantwortung unmittelbarer spüren lasse. Ein weiterer Vorschlag mit identifizierender Wirkung forderte, dass die ErzieherInnen besser nach ihren persönlichen Stärken eingesetzt werden sollten.

Heimexterne Ursachen und ihre Veränderung

Dann müsste aber auch das jetzige *Ausbildungssystem* für den Erzieherberuf neu überdacht werden. Die jetzigen Ausbildungsrichtlinien des Eidgenössischen Justizdepartementes seien zu rigide, und es sei eine falsche Entwicklung, wenn die Anforderungen für eine Erzieherausbildung immer höher geschraubt würden, denn dadurch würde manchem/mancher begabten ErzieherIn der Zugang zu diesem Beruf verwehrt. Auch eine gemeinsame Grundausbildung von ErzieherInnen und SozialarbeiterInnen würde man als sinnvoll erachten, um den Übergang vom einen in den andern Beruf zu erleichtern, was vor allem den Be-



Workshop «Jugendheime»: Personalsituation war vordringendstes Thema.

dürfnissen von älteren ErzieherInnen entgegenkommen würde. Überhaupt sollte es bessere Entwicklungsmöglichkeiten im Erzieherberuf geben, nicht zuletzt sollte zum Beispiel der Aufstieg in eine höhere Besoldungsklasse nach langjährigem Verbleib im Beruf möglich sein.

In erstaunlicher Einigkeit wandte man sich jedoch *gegen* eine *wöchentliche Arbeitszeitverkürzung* als taugliches Mittel für die Lösung des Personalproblems in den Jugendheimen. Die mit der 40- oder, wie jetzt schon in Belgien, der 35-Stunden-Woche in Jugendheimen einhergehende Qualitätseinbusse sei zu gross. Statt wöchentlicher Arbeitszeitverkürzung schlug man das Abgelten der Überzeit mit einer zusätzlichen *Ferienwoche* pro Jahr vor und zusätzlich einen grösseren *Urlaub* von drei bis vier Monaten nach mehreren (zum Beispiel vier) Jahren Tätigkeit im selben Heim.

Von der Frage der Arbeitszeitverkürzung leitete Paul Sonderegger über zu einem weiteren Merkmal der heutigen Personalsituation in den Jugendheimen: zu der heute spürbaren Tendenz des stärkeren *gewerkschaftlichen Engagements* von ErzieherInnen. Die Haltung der Jugendheimleiter (der Tonbandaufnahme sind nur männliche Voten zu entlocken!) gegenüber der gewerkschaftlichen Arbeit der ErzieherInnen scheint ein Widerspruch in sich zu sein: Man begrüsst zwar allgemein dieses Engagement als das Gespräch unter den an der Sache der Erziehung Beteiligten fördernd oder als die Berufsidentität der ErzieherInnen unterstützend, was wiederum ein längeres Verweilen im Beruf zur Folge haben kann; ja, einzelne Heimleiter bedauern sogar, dass noch viel zu viele ErzieherInnen nur schliefen, um dann vom Engagement einiger weniger oder gar vom Einsatz des Heimleiters persönlich für bessere Arbeitsbedingungen zu profitieren. Doch im Heim selber vermisste ein in der Gruppe anwesender Erzieher die Möglichkeit, als ErzieherIn kritischer Partner der Heimverantwortlichen zu sein, und Fred Hirner, Schulleiter der Luzerner Heimerziehereschule, gab zu bedenken, dass den ErzieherInnen, die sich gewerkschaftlich engagieren möchten, schon sehr gehol-

fen wäre, wenn ihnen vom Heim her die dafür notwendige Zeit zur Verfügung gestellt würde.

Hat das Jugendheim noch Zukunft?

Es blieb dann nur noch wenig Zeit, um in der Workshop-Gruppe Jugendheime die Bedeutung von Heimkonzepten zu erörtern. Man forderte knappe Kurzkonzepte mit präzisen Begriffsbestimmungen, Konzepte also, die nicht alles und jedes regeln, sondern die eine organische Entwicklung des Heimes entsprechend den immer neuen Anforderungen und Ansprüchen zulassen.

Bevor er zu einer Schlussfrage kam, machte Paul Sonderegger zwei Aufgaben ausfindig, die dem VSA aus dem in dieser Gesprächsgruppe Gesagten entwachsen sind: Erstens müsste der VSA eine Stellungnahme verfassen bezüglich einer weiteren *Arbeitszeitverkürzung* im Heimwesen, und zweitens müsste er sich auf Bundesebene für eine weniger rigide *Ausbildungspolitik* im Erzieherberuf einsetzen.

Eine beachtliche Antwort fand dann die Schlussfrage: «Hat das Jugendheim noch Zukunft?» Langfristiges Ziel sei es natürlich, die Institution Jugendheim überflüssig zu machen. Seine Verwirklichung setze aber voraus, dass sich unsere Gesellschaft bereit erklärt, die Randgruppen in die «normale» Gemeinschaft zu integrieren. Das Menschenbild unserer heutigen Gesellschaft sei jedoch auch nach zweitausend Jahren Christlichkeit solchen Integrationsbestrebungen noch nicht förderlich. Bis ein entsprechendes Umdenken stattgefunden habe, habe das Jugendheim einen notwendigen und sinnvollen Auftrag in unserer Gesellschaft zu erfüllen, dem es aber nur nachkommen könne, wenn es der gesellschaftlichen Realität Rechnung trage und sich flexibel neuen Bedürfnissen anpasse. So leiste das Jugendheim schon jetzt einen wertvollen Beitrag zur gesellschaftlichen Integration abweichender Jugendlicher.

Doris Brunner-Rudin

Workshop-Gruppe Behindertenheime

In der Gruppe «Behindertenheime» beteiligten sich rund 30 Personen an der Diskussion, welche unter der Leitung stand von *Werner Zangger*, Basel. Als weitere Gesprächspartner standen zur Verfügung: *Peter Grossen*, Werkheim Wyden, Balgach, *Ruedi Probst*, Leiter WWB, Basel, *Kurt Wernli*, Berufsberater IV-Regionalstelle, Aarau, *Anita Witt*, Eingliederungsstätte, Schaffhausen und *Walter Zurbuchen*, Kinderheim Bühl, Wädenswil, Referent des Vortrages zum Thema «Das Heim zwischen heute und morgen» in bezug auf Behindertenheime. Somit war eine Vertretung der verschiedenen Institutionen gegeben, eine Vertretung für diejenigen Menschen, die Hilfe benötigen, um an der Gesellschaft teilzuhaben.

In einer ersten Runde definierten die Gesprächsteilnehmer am «grossen Tisch» ihre Haltung, die sich zum Teil mit den Statements vom Vortag deckte oder aber vermehrt ganz persönliche Ansichten zum Ausdruck brachte.

Kurt Wernli beleuchtete die Probleme der Behinderten aus der «Froschperspektive» des Berufsberaters auf der IV-Regionalstelle. Die Regionalstelle Aarau betreut rund 200 Behinderte in den Eingliederungswerkstätten und weitere 200 in der freien Wirtschaft. Beide Formen weisen Vor- und Nachteile auf. Wie Wernli betonte, wird der derzeitige *Lehrlingsmangel* die «Marktanteile» beeinflussen. Einerseits bildet die *finanzielle Unterstützung* der Lehrverhältnisse in der freien Wirtschaft einen Anreiz, andererseits verhindert oft *Zeitmangel* eine sorgfältige Ausbildung der Behinderten. Die Berufsberatung geht von der *Persönlichkeit des Ratsuchenden* aus und wünschte sich einen möglichst breite Palette an Eingliederungsmassnahmen. Die Berufsberater stellen

aber auch fest, dass von Seiten der Behinderten und ihrer gesetzlichen Vertreter vermehrt eine gezielte Suche und Auswahl beim Berufentscheid stattfindet.

«Wichtige» Persönlichkeiten in die Trägerschaften berufen

Anita Witt sprach dem Heim auch für die Zukunft seine *Existenzberechtigung* zu mit einer Atmosphäre, in welcher man sich wohl fühlen kann und Verständnis für die Schwächen des einzelnen aufbringt. Ihrer Meinung nach sollen die Behinderten mit ihren Anliegen auf *keinen Fall der Öffentlichkeit entzogen werden*. Der Besuch von Konzerten, Theateraufführungen, Dorffesten, das Benutzen von öffentlichen Verkehrsmitteln sind für die Heimbewohner Möglichkeiten, sich in der Gesellschaft zu bewegen. «Behinderte würden fehlen als Verarmung der Gesellschaft», meinte Anita Witt. «Sie sind zumeist froh, zufrieden, dankbar.» Frau Witt appellierte an die Anwesenden, Politiker und andere «wichtige» Persönlichkeiten in die Heimträgerschaften zu berufen, sie zu informieren und den Kontakt zu pflegen. In bezug auf die Teilzeitbeschäftigten meinte sie, man sollte das Beste daraus machen. Kameraden und Freunde würden ja für die Behinderten in den Heimen und Werkstätten konstant bleiben. Ebenso sollten die Beziehungen zu den Verwandten möglichst lange spielen; neue Angestellte dagegen bringen neuen Wind.

Sorgen mit der Überalterung der Eltern

Peter Grossen vertrat «das naturverbundene Heim ausserhalb des Dorfes mit der Zielgruppe von arbeitsfähigen Behinderten.» Sein Heim mit den geschützten Arbeitsplätzen ohne Leistungs-Stress steht unter dem Druck der Nachfrage und ist auf lange Zeit übervoll. So ist der Bau von weiteren 125 Plätzen geplant. Gros-



Workshop «Behindertenheim»: Zuviele reden nur, dann gehen sie.

sen bereiten die vielen überalterten Eltern der Behinderten Sorgen. Stehen die Behinderten im Sterbefall des einen oder andern Elternteils plötzlich auf der Strasse? »Nicht nur Arbeitsplätze sind nötig, die Behinderten sind verloren *ohne Wohnplatz*«, stellte er fest. Er plädierte dafür, mehr Beratungen zu schaffen.

Ruedi Probst vertrat die Grossinstitution im Erwachsenenbereich, was seinen Äusserungen eine spezielle Optik verlieh. Da *Arbeit, Abklärung und Ausbildung im selben Unternehmen* stattfinden, sprach Probst von einem «*Gemischwarenbetrieb*, wo im einzelnen nötig ist, was vom einzelnen abhängt». Seiner Meinung nach sollten Wohnen und Arbeiten getrennt stattfinden.

Er vertrat die Ansicht, dass die Zahl der psychisch Behinderten stark zunehmen wird und über Jahre entsprechende Vorkehrungen zu treffen seien. «*Wir müssen weg vom quantitativen Denken zum qualitativen und entsprechend auf die Institutionen Einfluss nehmen.*» Probst sieht in Zukunft *differenzierte Wohnformen* mit Wohngruppen in verschiedenen Formen sowie Hotelsystem mit und ohne Betreuung. Behinderte sollten auch individuell in Klein- und Trainingsgruppen zugeordnet werden. Hier üben sie ihre Selbständigkeit und die Eigenverantwortlichkeit wird gefördert. Diese Gruppen sollten auch für Pensionierte offen stehen. Der Arbeitsbereich sollte eine Beschäftigung bieten, die Selbstwertgefühl vermittelt, mit einem Sinn der Leistung, wo durch fördern gefördert wird. Allgemein vertrat Probst die Ansicht, die Heime und Werkstätte sollten *flexibel sein für die Zukunft*.

Den Behinderten nicht allein lassen

Walter Zurbuchen fragte sich, wie die Gegebenheiten mit möglichst wenig Reibungsfläche für die Behinderten eingesetzt wer-



Dusch- und Toilettenstuhl Mobil RFSU

Damit das Duschen leichter geht...

führen wir ein umfassendes sowie praxiserprobtes Sortiment körpergerechter und topographischer Dusch- und Toilettenstühle. Sitzflächen und Rückenlehnen sind in diversen Ausführungen lieferbar. Falls Sie unsere Modelle an Ort und Stelle ausprobieren möchten, rufen Sie einfach an oder besuchen Sie uns in unserem Vorführraum.

Bimeda AG
Rehabilitationshilfen
Heim- und Spitalbedarf

Bubentalstrasse 7
8304 Wallisellen
Tel. 01/830 30 52

bimeda
damit es wieder leichter geht

den könnten. «Wir dürfen den Behinderten nicht allein lassen. Er bedarf einer gewissen Lenkung.» So erfolgt in seiner Institution keine Aufnahme ohne vorherige dreiwöchige Schnupperplatzierung mit abschliessendem Gespräch im Team. Auch er vertrat die Meinung, dass im Wohnbereich neue Formen zu suchen seien.

Werner Zangger betonte die Umschichtung in den Heimen und Werkstätten, wo Behinderte oft nicht ihren Fähigkeiten entsprechend eingesetzt werden. Er setzte ein grosses Fragezeichen zur Forderung, die Behinderten «länger aufzubauen» und ihnen damit die Möglichkeit zur Selbständigkeit zu nehmen. «*Es schwebt viel kreatives Volk auf dem Egotrip um uns her*», meinte er.

Anita Witt betonte, dass Arbeit auch eine Form der Therapie sei und der geistig Behinderte in der Regel gerne arbeite und kein gestörtes Verhältnis zu seiner Arbeit habe. «*Sein Arbeitsplatz ist für ihn Lebensinhalt und Grund zum Stolz.*»

Die *Durchmischung* von geistig und psychisch Behinderten erweist sich zumeist als positiv, sollte jedoch richtig geplant sein und dem einzelnen Behinderten die Chance zur richtigen Platzierung geben. Ruedi Probst votierte für den Mischbetrieb, welcher durch Kameradschaft mit geistig Behinderten oft zu neuen Lebensinhalten führt. «*Wer Stärken hat, der hilft dem Schwächeren.*»

Peter Grossen stellte hinter das Votum pro gemischte Gruppen jedoch ein «aber». Gerade *psychisch Behinderte* würden oftmals aus der *Spur ausbrechen* und *Angst und Unsicherheit verbreiten* – oder aber die *Mitarbeiter zu sehr absorbieren*. Aus diesem Grund sollte bereits bei der Aufnahme eine *sorgfältige Auswahl des Arbeitsplatzes* erfolgen. Der *Durchmischung* sind gewisse Grenzen gesetzt. Berufsberater Kurt Wernli bestätigte, dass die *Durchmischung* gerade mit Körperbehinderten oder älteren Behinderten oft Probleme biete und misslinge.

Die Berufsberatung hat im Bereich der Lenkung, der Führung in den letzten Jahren grosse Fortschritte erzielt. «Doch in den Sonderschulen ist in bezug auf die Berufsberatung nichts passiert.» Wernli bedauerte dies und stellte fest, dass das differenzierte Erfassen von Berufswünschen und Neigungen einen grossen zeitlichen Aufwand von Seiten der Berufsberatung benötige. «*Die Tendenz zur Differenzierung ist da, nicht mehr nur die Prinzipienreiterei. Es wird gesucht, wo es einem gefällt – also Neigungsdagnostik, nicht nur Theorie.*»

In den wenigen verbleibenden Minuten für das Plenum mit Einbezug des Publikums kamen auch finanzielle Aspekte zur Sprache und es tauchte der Begriff der «*Subventionstechnologie*» auf. Allgemein erweisen sich die Personalprobleme grösser als die Probleme mit den Behinderten selber. «*Ein klares Management wirkt sich allerdings wohltuend aus*», bestätigte Ruedi Probst und Walter Zurbuchen gab abschliessend nochmals seiner Sorge Ausdruck, wie denn die Arbeitszeitreduktion ohne Verlust für die Behinderten umzusetzen sei.

Die Gesprächsteilnehmer begrüsst die Möglichkeit zur Diskussion, welche ein Zusammengehen verbessere und das gegenseitige Lernen und Kämpfen fördere. Kurt Wernli betonte nochmals, dass in bezug auf Ausbildung und Eingliederung einiges «laufe». Glasnost in guter Richtung.

Werner Zangger stellte zum Schluss allerdings fest, dass «viele sagen, wie machen, andere tun es. *Zuviele reden nur, dann gehen sie.*»

Erika Ritter